

GITTA RUPP

Mein Vater Nirgendwo

GITTA RUPP

Mein Vater Nirgendwo

IMPRESSUM

© 2026 Gitta Rupp

Umschlaggestaltung: Manfred Sonnenberg

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/ des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN Softcover: 978-3-99192-486-9
ISBN E-Book: 978-3-99192-496-8



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der:s Autor:in
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

*»Man weiß keinen Weg aus diesen Aussichtslosigkeiten.
Gewiss, ich mache viel zu viel Aufhebens von mir
und meinem kleinen Leid – aber das ist doch für mich alles:
mein Leben!«*

(WOLFGANG BORCHERT)

PAULA UND PAUL

Das viele Chinin hat nichts geholfen, auch die Sprünge vom Küchentisch waren wirkungslos, genauso wie die heißen Sitzbäder mit Unmengen von Petersilie – ich habe mich nicht abtreiben lassen damals im Oktober 1945. Immerhin, zur Seifenlauge und Stricknadel für das »Engerlmachen« hast du nicht mehr gegriffen. Es war wohl vom Schicksal beschlossen, dass ein Kind käme – ein drittes, das nicht sein sollte, nicht sein durfte –, Ergebnis einer Leidenschaft, die wie ein Fass ohne Boden war.

Als 1945 der Holunder blüht, ist der 2. Weltkrieg in Graz beendet. Die erste Welle der Roten Armee, Befreiung und Bedrohung in einer Gestalt, zieht durch die schwer beschädigte Stadt. Erhofft von der steirischen Bevölkerung, löst im Juli 1945 die britische Armee die sowjetische Rote Armee ab. Steiermark und Kärnten werden zur britischen Besatzungszone. Die Briten sind die ungleich angenehmeren Sieger. Höflich, leger und kaum überheblich selbstbewusst, so werden sie wahrgenommen. Von vielen Einwohnern werden sie nicht als Besatzer empfunden, eher als strikte Verwalter, die nun einen Ausweg aus dem Schlamassel finden würden.

Und du hattest Glück: Deine Freundin Brigitte wurde krank und du konntest ihre Arbeit im Offizierskasino der British Army übernehmen. Englischen Tee richtig zubereiten und einfachen Lunch, einige Mehlspeisen backen, manchmal servieren und putzen.

»Ich hab das wirklich gern gemacht. Weißt, eine Lohnarbeit drei Monate nach Kriegsende zu bekommen, das war wie ein Gewinn in der Lotterie!«, sagtest du.

Jetzt erschien alles leicht und vieles möglich.

Anders als während der letzten Kriegsjahre, klappertest du nun leichtfüßig, gut gelaunt nach der Arbeit mit braunen Stöckelschuhen im kniekurzen geblühten Kleid über das Kopfsteinpflaster die steile Sporgasse

bergab bis in die Herrengasse. Kaum kriegsbeschädigt war sie in ihrer altertümlichen Eleganz erhalten geblieben. Eine gutmütige Tante hatte Dir, deiner zweijährigen Tochter und zwei Freundinnen in ihrer großen Wohnung in der Herrengasse Unterschlupf gewährt. Das Haus hatte bereits über 600 Jahrhunderte unbeschadet überlebt. Die schweren Deckenbalken in den hohen Räumen waren mit Schnitzereien verziert und mit Ochsenblut gefärbelt. Du mochtest das Alte nicht, immer hast du helle klare Räume bevorzugt. »Kein Krimskrams, den ich dann ständig abstauben muss, und nichts Düsteres, Schweres was aufs Gemüt drückt.« Und doch hat das Haus in dieser unmittelbaren Nachkriegszeit für dich eine beruhigende Sicherheit ausgestrahlt.

In diesen Tagen atmeten sogar die dicken Mauern der alten Gebäude in der Innenstadt auf, das Gezwitscher der Vögel wurde wieder wahrgenommen, die Sommersonne wärmte, zwar knurrte noch oft der Magen, aber die Sirenen schwiegen, heute und auch morgen – Hoffnung glättete die Gesichter und der Schmerz der Älteren über alle Selbsttäuschungen, das zuweilen Erschrecken über sich selbst, die Zerstörungen, über das Verlorene in den Familien und den Verlust des bereits Errungenen im relativen Frieden vor dem totalen Krieg wurde vom Lachen und der Zukunftshoffnung der Jungen überstrahlt.

Auch für dich vorbei die Zeit ständig zerfallender Gewissheiten mit den fortwährenden Fragen: Werde ich überleben, wo kann ich hamstern gehen, wird meine Wohnung ausgebombt werden, komme ich rechtzeitig mit der Kleinen in den Luftschutzkeller, komme ich dort überhaupt wieder raus, ist mein Bub auf dem Land bei der Großmutter gut aufgehoben – und jetzt: Ein Aufatmen, ein Unbekümmertsein, Lebens- und Liebeslust flirrten in der Luft dieses ersten Nachkriegssommers. Du hast die Arme ausgebreitet, bist mitgeflattert, mitgesegelt mit dieser Stimmung: Einfach die Augen schließen, nicht denken, nicht planen, nicht bangen, sich einfach dem befreienden Taumel hingeben, zulassen was sich schön

anfühlt – und wieder landen mit leibhaftigen Folgen – die sich nicht mehr ungeschehen machen ließen. Aber das wird schon zu schaffen sein mit dem erwarteten, wenngleich nicht willkommenen Kind des englischen Offiziers. »Ich bin dein«, hat er gesagt und »ich liebe dich«, und das nicht nur einmal.

Kennengelernt hattest du Paul Ende Juli 1945, bei deiner Arbeit im Palais Saurau. Auch dieses Palais diente den ersten britischen Offizieren, die in Graz stationiert waren, als Offizierscasino.

Nach einer Woche »im Dienst« passierte das Malheur: Scheppernd fiel die Jenaer-Glasschüssel mit dem Kompott, das du servieren wolltest, auf den Boden. Apfelstücke vermischt mit Glasscherben schwammen auf den geölten Fußbodenbohlen im Kompottsaft. Du warst verzweifelt, weil du sicher warst, dass man dich sofort entlassen würde – so kurz im Casino und schon richtest du Schaden an. Doch wie in einem der viel gelesenen Liebes-Schmonzetten tauchte ein großer schlanker Offizier auf, half dir die Scherben aufzuheben und beruhigte dich. Seine warme Stimme legte sich wie ein Schutzmantel um dich. Fesch war er, dichtes leicht gewelltes braunes Haar, haselnussbraune Augen, kräftige Augenbrauen, sehnig-schlank, hochgewachsen, und er hat so gut gerochen. Am liebsten hättest du dich erleichtert an die Schulter des Herrn Offiziers gelehnt. Alles war wieder gut – Gott sei Dank.

Pauli, die meine drei Jahre ältere Schwester werden sollte, konntest du manchmal zur Arbeit mitnehmen und der sympathische Brite war freundlich zu ihr. Eine Ahnung von Geborgenheit wärmte dich. Ein rares Gefühl in deinem zweiundzwanzigjährigen Leben.

Deine Kindheit als lediger Balg war geprägt von Verlassenheit, Lieblosigkeit, Schlägen, Umhergestoßensein, der Härte des Überlebens der armen Schlucker auf dem Land, den ehernen Verhaltensnormen speziell für Mädchen und dann – nach kurzem Aufatmen – deine Jugend verschluckt von Nazizeit und Kriegsgebrüll, eingepresst in eine diktatorische Ideologie. Kaum eine Gelegenheit, das Jungsein zu leben, dich einfach unbefangen auszuprobieren. Und nun, jetzt, wo der Krieg im Total-

zusammenbruch sein Ende gefunden hatte: Nylons, Make-up, Tanzen, Foxtrott, Boogie-Woogie, kein Führergeschrei aus dem Volksempfänger, sondern lässige Musik, wieder seine Meinung sagen dürfen – Lachen aus purer Lebenslust, bereit sein für Neues, die erstickenden Grenzen niederreißen. Das Morgen des Gestern endete in Ruinen, jetzt zählte das Heute, das wollte gelebt werden, worauf warten?

So viele Fragen sind für mich offengeblieben – zu spät. Du bist seit 2011 tot.

Einiges von dem, was sich in deine Erinnerung und in dein Herz eingebrannt hat, erzähltest du mir – wunderbar:

Die Grazer Oper war 1945 bombenbeschädigt, dennoch wurden bald nach Kriegsende im erhaltenen Opernraum Vorstellungen gegeben. Viele Menschen waren nach dem Desaster regelrecht kulturhungrig. Paul hat dich, die naive Landpomeranze, in die Oper ausgeführt, wo die britischen Offiziere die besten Logenplätze hatten. Eine fremde Welt für dich – aufregend, geheimnisvoll, irgendwie nobel. Neben ihm hast du dich sicher gefühlt. Und dann diese Musik, die alle Sehnsüchte ausdrückte, dramatisch, voller Liebesfreuden und Liebesschmerz. Ja, die italienische Oper, damals auf Deutsch gesungen, hat dich mitgerissen. »Noch nie wurde mit so einer Inbrunst gesungen und gelauscht, wie bei diesen ersten Aufführungen nach dem Krieg«, hast du mir noch Jahre später vorgeschwärmt.

Für diese Abende wolltest du besonders schön sein. Ihr Frauen wart findig. Aus einer ausgebombten Wohnung hast du rasch – bevor andere Frauen sie entdeckten – die halbwegs brauchbaren Brokatvorhänge geholt, mit Schichtseife gewaschen, mit Essig nachgespült und den Brokatstoff wieder zum Glänzen gebracht. Deine Freundin Erna, gelernte Schneiderin, schneiderte aus dem schweren, grün schimmernden Stoff eine Robe für die Opernbesuche mit Paul. Natürlich gegen Kaffee, schwarzen Tee, Kondensmilch und Cold-Creme für Gesicht und Hände. Erna geizte nicht beim Ausschnitt. Bewundernd bis begehrt schauten dich auch andere Offiziere an. Paul war eifersüchtig. Eine Stola wurde

mit den Stoffresten nachgeschneidert und dein jugendlich glattes Dekolletee damit bedeckt. Seine Eifersucht hast du als Zeichen seiner Liebe aufgefasst. So ist das mit den Interpretationen, richtig oder falsch?

Vielleicht stellvertretend für Paula und Paul – die beiden waren schon längst getrennte Wege gegangen – wurde ich mit knapp sechs Jahren und meiner drei Jahre älteren Schwester in die Oper geschickt, fast jeden Samstagnachmittag am Stehplatz. Oma hat die Karten bezahlt. Wir haben ihr dafür manchmal Mitesser am Rücken ausgedrückt und ihn dann mit einer Mischung Salmiakgeist und Rosenwasser abgerieben. Das fanden wir ein wenig gruselig, aber so war halt Oma – irgendwie speziell und anders. Genau das mochten wir an ihr, an der Zigaretten paffenden Hebamme. Wir kamen gerne in ihre Wohnung im Parterre, obwohl es wegen ihrer geliebten Perserkatzen an der Doppeleingangstür zu ihrer Wohnung penetrant nach Katzenurin stank. Auf der Schwelle zwischen den beiden Türen befand sich das Katzenklo für ihre edlen »Mutzimietzis«: Ein Holzkistl mit Zeitungspapier ausgelegt und darauf die Asche aus ihrem Sparherd. Es gab nicht täglich genügend Asche, auch zu wenig Zeitungspapier oder Sägespäne und so drang bisweilen der Ammoniakgeruch des bis in die Holzschwelle durchnässten Katzenklos durch die Ritzen der Außentüre in den großen Vorraum, den Oma sich mit anderen Mietern teilte. Meine ältere Schwester Pauli und ich hielten den Atem an, bis wir die Innentüre zu Omas Wohnküche hinter uns geschlossen hatten. Dort roch es angenehm nach Kölnischwasser und Fußbodenbeize.

Meine Schwester und ich liebten diese besonderen Nachmittage in der Grazer Oper, die uns aus unserer engen Behausung und der Schäbigkeit der Armut für Stunden heraushoben. Wir fühlten uns als etwas Besonderes und waren es in diesen Stunden auch.

Bis zum letzten Platz waren die Vorstellungen ausverkauft.

Wenn der erste Gong ertönte, suchten wir aufgeregt einen Platz am Geländer vor dem Stehplatz ganz oben im Opernsaal. Die erwachsenen Besucher überließen uns freundlich diesen begehrten Platz. Wir benötigten auch wenig Stehfläche. Wir waren mager – trotz des täglichen Löffel Lebertrans, den wir hinunterwürgen mussten.

Die Damen in der Oper trugen bei den Nachmittagsvorstellungen zwar keine Abendkleidung, nichtsdestoweniger waren alle festlich gekleidet. Die Herren manchmal im Smoking, aber auch im dezenten Steirer, die Hemden frisch gestärkt und die guten Manschettenknöpfe lugten aus den Anzugsärmeln hervor – ausgeführt wurde überwiegend die Vorkriegsmode. Die Straßenschuhe der Damen waren in Stoffbeutel in der Garderobe verstaut und gegen schicke Stöckelschuhe getauscht worden.

Ich weiß nicht, wie es Mutter geschafft hat, uns für diese Nachmittage mit zwei gleichen, einfachen, doch festlichen Kleidern auszustatten, die wir immer zu Weihnachten geschenkt bekommen hatten. Anfang des Jahres waren sie ein bisschen zu groß, am Ende des Jahres ein wenig zu kurz.

Die Luft im Zuschauerraum war eine Mixtur aus Alle-Frisch-Gewaschen, aus verschiedenen Düften von 4711 bis Chanel Nr. 5 und Pitralon für die Herren. Meine Spannung stieg, wenn aus dem Orchestergraben das Stimmen der Instrumente ertönte, untermalt vom Gemurmel der Besucher. Der zweite Gongschlag ertönte. Letzte Besucher suchten ihre Sitze:

»Pardon, Entschuldigung, Bitte sehr, Vielen Dank!«

Die Operngläser wurden noch rasch aus den Abendtäschchen geholt und die Stofftaschentücher für die abzusehenden Tränen zusammengefaltet in die Hand genommen. Gleich wird sich der Vorhang zu einer anderen Realität heben.

Oper war für mich als kleines Mädchen nicht irgendeine Bühnenshow, die nur aus vertonten Texten bestand – für mich war es eine Form der Wirklichkeit, ein anderes paralleles, aber gänzlich

reales Leben auf einer Bühne, deren Grenzen sich für mich an diesen Nachmittagen weltumspannend auflösten. Dieses fulminante, gesungene Lieben und Sterben wühlte mich Sechsjährige bis an die Grenze des Ertragbaren auf. Mutter hatte mir erzählt, dass ich nach dem Besuch von »Tosca« hohes Fieber bekommen habe und die halbe Nacht erschüttert weinte, weil der arme »Tosi« gestorben war.

Begonnen hatte deine Liaison mit Paul nicht mit einem Knall. Du hast gesagt, es habe sich über einige Wochen die Zuneigung zu ihm in dir herangeschlichen in diesem ersten Nachkriegssommer – von einer ersten Sympathie, über das nicht zu überhörende, stärker werdende Herzklopfen bis zum schwindelerregenden Verliebtsein. Deine Gefühle mussten sich erst Platz schaffen. Du warst noch vom Überlebenskampf nach dem Kriegsende beansprucht – »Kampf« ist vielleicht nicht der richtige Begriff, so hast du es auch nicht genannt: Es war die pure Notwendigkeit für Essen, Kleidung und eine schützende Behausung zu sorgen, bestärkt durch die Überzeugung, dass die Zerstörung einem Aufbau mit Zukunft weichen konnte, nun da der Krieg beendet war. In dieser Logik decktest du nach der Arbeit im Offizierscasino mit anderen Frauen das Dach des bombenbeschädigten Hauses in der Grazer Innenstadt, in dem du ein ramponiertes Zimmer hattest, das du wieder bewohnbar machen wolltest. Das Haus hatte drei Stockwerke plus Mansarde. Ohne Sicherung seid ihr jungen Frauen auf den Dachsparren balanciert, habt dabei gelacht und herumgealbert, manchmal mit Blick über die Ruinen gemeinsam eine Selbstgedrehte geraucht – wo so viel Leben Raum bekommt, ist kein Platz für Angst. Ersatzteillager für das benötigte Baumaterial war das gegenüberliegende zur Ruine zerbombte Haus in der Mehlgrube. Dort hätten noch Sprengkörper hochgehen können – daran wolltet ihr nicht denken, denn bis zur bevorstehenden kalten Jahreszeit sollte der lädierte Bau wieder wetterfest sein. Latten, Holzbohlen, einige Holztiiren, noch mancher unbeschädigte Dachziegel, Kabel, Bleirohre für die Wasserleitung und mehr konnten aus dem riesigen Bauschutthaufen

– der Rest eines einstmals schönen mittelalterlichen Bauwerkes – verbotenweise herausgeklaut werden. Das hat viel von euch Frauen gefordert. Aber es war endlich Frieden und jeder Handgriff, den ihr Frauen machtet, hatte Sinn und bedeutete Zukunft. Es war bei aller Schinderei eine Zeit, in der sich die Frauen viel mehr zutrauten, selbstbewusst Dinge erledigten, die sie früher nur den Fähigkeiten der Männer zugesprochen hatten.

Ich bin so froh, dass du mir das alles bildlich und lebhaft erzählt hast. Noch heute höre ich den Stolz in deiner Stimme, als du mir schildertest, wie du im ganzen Haus die kaputten Stromleitungen repariert und mit einer anderen Hausbewohnerin das Fensterglas eingeschnitten und eingekittet hattest. Es war gar nicht so einfach, Glas aufzutreiben. Noch vor dem Winter waren die großen alten Kastenfenster im 3. Stock in deiner Einraumwohnung wieder verglast. Ein eisiger langanhaltender Winter ist es dann geworden, der Winter von 1945 auf 1946. Schon im Herbst hast du mit zwei anderen Frauen tagelang mit einer riesigen Bandsäge die Holzbalken aus dem zerbombten Haus in kurze Stücke gesägt; an den hölzernen Griffen der beiden Enden der großen Bandsäge je eine Frau, die rhythmisch die Säge hin und her zogen; die dritte hat die großen Holzstücke zu zwei Hackstöcken geworfen im Durchgang des Hauses Schlossergasse 1 zur Mehlgrube. Dann habt ihr alles in ofengerechte Stücke gehackt. Wo war diese Kraft in euren schlanken Armen und schmalen Körpern versteckt? »Ich habe keine Ahnung, wie wir das geschafft haben. Aber wir hatten immer eine Hetz dabei. Außerdem ist der Berg mit dem Brennholz – alles Eiche und Lärche – immer größer geworden, da spürten wir schon die Wärme, die der Holzstapel in der kalten Zeit spenden würde. Wir haben es halt einfach gemacht und nicht nachgedacht, ob wir das schaffen können oder nicht. Und Männer, die das für uns übernommen hätten, gab es nicht. Wichtig war, dass wir mit den Kindern nicht frieren würden.«

Hell kam das Licht in deinen geschützten Einraum herein – das Haus davor, welches das bestehen gebliebene Gebäude zuvor mit seinem Schatten verdunkelt hatte, war weggebombt.

Viel Tageslicht im Raum bedeutete für dich gutes Wohnen – nicht verwunderlich, wenn man das letzte Kriegsjahr oft tagelang über Monate hinweg zwei Stockwerke unter der Erde im Luftschutzbunker ausharren hatte müssen. Hast du vielleicht deswegen so häufig diese großen Fenster im dritten Stock poliert? – Die Augen zum Licht durften durch nichts getrübt sein. Dir war nie schwindlig in der Höhe, während ich später als Kind vor Angst fast gestorben bin, wenn du so hoch über der Mehlgrube die reparierten Fenster mit dem Lederhäutl und Spiritus geputzt hast, dich nur am Fensterkreuz festhaltend weit rücklings hinauslehnst, um dann auch die äußeren Oberlichten mit Zeitungspapier zum Glänzen zu bringen – tief unter dir der gepflasterte Gehsteig. »Brauchst ka Angst haben. Ich fall schon nicht runter.«

Die Aufbruchsstimmung nach dem Ende dieses irrsinnigen Krieges hat dir unglaubliche Energie verliehen, hat dich fröhlich sein lassen. Endlich die Last der vergangenen Jahre abstreifen. Das Alte war zusammengebrochen. Du trauertest dem »1000-jährigen Reich« keine Sekunde nach.

Alles würde nun neu und gut. Das Leben blitzte zwischen den Ruinen verheißungsvoll hervor. Dazu das Glück mit der Arbeit im Palais, und nun auch noch der schöne englische Offizier Paul, der dich, Paula, zu umwerben begann; auch seine wichtige Position wird dich beeindruckt haben – Aschenputtel.

Dass er mit dir deine ärmlich lebende Familie auf dem Land besuchte und sich ihnen herzlich und charmant zuwandte, ließ dich wohl »ernste Absichten« vermuten. Mit einem weißen Jeep ohne Verdeck seid ihr in den Süden von Graz gefahren. Wer konnte schon mit einem weißen Jeep durchs Dorf fahren? Du mit deinem Liebsten im Auto über die holperigen Lehmwege, da wurden die Augen aufgerissen, die Münder standen offen – schau, schau, die Paula macht vielleicht eine gute Partie. Auch in der Öffentlichkeit war er ganz Gentleman dir gegenüber; gute Manieren bedeuteten dir viel – obschon du von einer ganz bedürftigen Landfrau abstammtest – vielleicht für dich das Bild aus dem Märchen vom armen

Mädel, dass vom galanten Prinzen geliebt wird.

Durfte bei dir alles anders sein als bei deinen weiblichen Vorfahren? Deine Mutter, die arme Magd Juli, war Anfang der 1920er Jahre von einem wohlhabenden Bauernsohn verlassen worden, nachdem er sie geschwängert hatte. Das war die Realität und nicht der Aufstieg des Aschenputtels. Nicht nur Herz-Schmerz-Romane hatten diese Themen zum Inhalt, das wirkliche Leben war so, nur mit ungleich rauerem sozialen und emotionalen Folgen; in der tragischen Schicksalhaftigkeit des Arme-Leute-Lebens, anscheinend unausweichlich vererbt, bestimmend wie ein Fluch.

Schon deine Großmutter – also Julis Mutter – landete im Armenhaus des Dorfes, nachdem ihr betrunkenener Ehemann in der Kainach ertrunken war, ersoffen an seinem unstillbaren Durst. Kaum war er, dein Großvater, unter der Erde, standen schon seine Freunde – der Viehdoktor, der Pfarrer, der Wirt und Fleischacker – vor der Tür und zückten Schuldscheine: Beim Schnapsen verzocktes Geld, großzügiges Einladen zu Wein und Obstler, Trinkgelder für die Musikanten. Sie hatte sich gewehrt, deine Großmutter, meinte, das könne nicht stimmen, soviel Zeit zum Geldausgeben habe er nicht gehabt, weil er trotz seines Durstes geschuftet habe wie ein Pferd und mit ihr das kleine Werkl immer in Schuss hatte und sich die Familie davon ernähren konnte. Keins ihrer dreizehn Kinder sei gestorben. Alle habe sie bisher durchgebracht.

Sie schrie das hinaus, Rotz und Tränen rannen ihr über das Gesicht.

»Willst ins Kriminal?« wurde ihr gedroht.

Alles kam unter den Hammer, das kleine Bauernhaus – beinahe eine Keusche, aber halt immer gut instand gehalten – die beiden Kühe, der unentbehrliche Ochse, die drei Muttersauen mit ihren Fadln, die Hühner und Enten und der Taubenschlag mit den Tauben und ihre dreizehn Kinder. Nur, für die gab es keine Meistbieter. Die wurden einfach verteilt. Denn die konnte deine Großmutter nicht mehr ernähren, konnte ihnen kein Dach über dem Kopf geben und keinen warmen Platz neben dem Ofen, wenn der Winter unter die Haut kroch und die Kälte in die Knochen biss. So etwas wie eine Witwenrente gab es zu Beginn des zwan-

zigsten Jahrhunderts für verarmte Landfrauen nicht. Unter der bejodelten romantischen Idylle des Landlebens lag für viele das kälteerstarnte soziale und emotionale Eisesland. Alle ihre Kinder, ihre dreizehn Kinder, wurden auf sogenannte Kostplätze vergeben, wo sie verdreckt und schlecht ernährt arbeiten mussten. Das jüngste war gerade vier Jahre alt. Juli, deine spätere Mutter, gehörte auch zu dieser Kinderschar. Die über Fünfjährige musste Holz tragen, nachheizen, den Kospel im Eimer zu den Schweinen schleppen, die Schuhe putzen, den Urineimer, der in der Nacht benutzt wurde, zur Jauchegrube tragen, auf noch jüngere Kinder aufpassen oder die Kühe hüten. Wehe ein Ei fiel beim Eiereinsammeln auf den Boden! Da folgte Scheitelknien, die Holzscheite drückten sich in ihre Kniescheiben – wie arg war das? Geheulter Rotz und geheulte Tränen rührten niemanden, denn Holzscheitelknien, Prügel mit dem Besenstiel und die tägliche Dachtel, so derb, dass man beinahe das Gleichgewicht verlor, haben (fast) noch niemanden umgebracht. In den zehn Geboten steht nichts davon, dass man mit Kindern, der Frau und dem Vieh pfleglich und fürsorglich sein sollte und somit musste es nicht gebeicht werden. Vergebung wofür? Zucht musste herrschen – über allem. Und die Kirche freute sich über die gebrochenen Schäfchen, denn ihrer war doch später, wenn der Leib im Grab verrottete, das Himmelreich.

In die verschiedenen Orte um Werndorf waren die Geschwister abgeschoben worden – gänzlich vereinzelt, ohne die tröstliche Nähe der anderen. Der Mutter von dreizehn Kindern raubte man das, was bisher ein Hauptbestandteil ihres Lebens war – Mutter zu sein, Rotz abwischen, Hauben aufsetzen, Sterz für dreizehn hungrige Mäuler in der Früh kochen, dazu den Malzkaffee mit der warmen Milch, den Hustentee verabreichen, damit es nicht zu einer Lungenentzündung kam, schimpfen, wenn die Kinder die ihnen zugedachten Aufgabe nicht erfüllten, Berge von Wäsche mit der Waschrumpel waschen, die Haare der Mädchenbürsten und an Feiertagen mit einer schönen Schleife zusammenbinden. Jetzt war alles verschlungen von einem schwarzen Loch. Weh, für das sich keine Worte fanden. An den Tod denken, die Mur war doch ganz nah – schwimmen konnte man nicht; auch ein Strick war immer irgend-

wo in greifbarer Nähe – auf den Hocker steigen, das Seil am nächsten Ast festbinden, die Schlinge um den Hals, dem Hocker einen Tritt verpassen und schon war das Leid ausgelöscht.

Der Lebenstrieb ist stärker, Leben will leben, auch wenn es nicht lebenswert scheint – der Kuh, der Katze, der Hündin nimmt man auch die Jungen weg und die meisten halten es aus – vielleicht aus Hoffnung, dass sich was zum Guten wenden könnte.

Irgendwann hatte der Schmerz deine Großmutter abgestumpft und sie hat den weiteren Verlauf ihres Lebens der Jesus-Mutter Maria überlassen. Doch die war wohl meistens anderswo beschäftigt und konnte sich Mitzi nicht widmen. Tausendfach gemurmelter »Gegrüßet seist Du Maria« – kein Zeichen, dass sie es erhört hat. Liebe von der Schmerzensmutter erhofft, Liebe, die Mitzi selbst nicht mehr empfinden und geben konnte.

Ich hatte dir erzählt, dass deine achtzigjährige Mutter mir mit ihrer brüchig gewordenen Stimme stockend und noch immer bestürzt schilderte, dass sie von dem Pflegeplatz weggelaufen war, nachdem ihr Ziehvater sie mit sechs Jahren sexuell missbraucht hatte. Komplette verlaust, der magere kleine Körper mit Krätze und Flohbissen übersät, die Haare verfilzt, flüchtete sie zu ihrer Mutter Mitzi, die sich dann als Tagelöhnerin allein mit ihr durchwurschtelte. Es gab mehr Schläge, als Suppe in den Teller geschöpft wurde, aber das war immer noch den Zieheltern vorzuziehen. Der Panzer, mit dem sich Juli im Heranwachsen zu umgeben lernte, wurde selten abgelegt. Mit zweiundzwanzig Jahren schaffte sie es, sich zu verlieben, in den Sohn eines größeren Bauern. Der war fünfundzwanzig und nicht vom vier Jahre zurückliegenden ersten Weltkrieg gezeichnet. Hofnachfolger, dunkle Haare, haselnussbraune Augen, einen sauber geschnittenen schwarzen Schnauzer über seinem geschwungenen Herzmund und eine schöne Singstimme. Am Sonntag steckte er ein Blumenbüschel an seinen Hut. Die Polka, den Bandltanz und den Landler tanzte er, als wäre er nur dafür geboren worden. Er blinzelte vielen Mädchen zu – auch Bauerntöchtern. Aber die Juli, die Keuschlerin, hatte er auserkoren, sie holte er zum Tanzen, ihr spendierte er ein Kracherl mit

einem Schuss Wein darin. Ihm gefiel ihre zarte gerade Nase, die blaugrauen Augen, die dunkelbraunen Haare, der Zopf, den sie zu einem dicken Knoten im Nacken aufgesteckt hatte und den sie am Sonntag nicht unter einem Kopftuch versteckte. Nichts an ihr war derb. Als Dienstmädchen hatte sie ab siebzehn im Schloss Neudorf das gelernt, was »gute Manieren« bedeutete.

Der Juli drückte er – der Hollerbua – hinter der Gasthofscheune die Küsse auf den Mund, atmete schneller, wenn er sie an sich drückte.

Sie war zweiundzwanzig und er ihr Erster. Auf dem Heu hatte er seine Jacke ausgebreitet, Juli sanft niedergedrückt, ein wenig gewartet, bis sie ihre halbherzige Gegenwehr aufgegeben hatte, dann ihren Rock hochgeschoben und sich zwischen ihre Beine gelegt. Er hat sie dabei an sich gedrückt und immer wieder gestammelt wie sehr er sie mag. Es war kurz und schmerzhaft für Juli. Schön war, dass er die Arme um sie schlang, wie er ihr in die Augen schaute, sein Geruch, sein Lachen an ihrem Ohr. Er schwor, dass Juli seine wird – egal was seine Eltern dazu sagen würden.

»Schwör's noch einmal und diesmal bei deinem Leben«. Er schwor noch einmal, so war es für sie besiegelt. Sie hat sich ihm hingegen, vertraute darauf, er werde sein Versprechen halten – auch als sich ihr Bauch rundete.

Aus der Traum: Die Tradition, dass ein Hofnachfolger wieder eine Bäuerin heiraten muss und niemals eine Magd oder Keuschlerin, war stärker.

Im Februar, als der Schnee einen Meter hoch lag, stapfte Juli mit zusammengebißenen Lippen zur Dorfhebamme und presste dich, ohne einen Mucks von sich zu geben, in die Welt. In eine Welt, so arm, so hart, so gnadenlos, so ohne jeden Raum für einen Zukunftstraum. Nicht einmal Weizen und Roggen gab es zum Brotbacken. Nur das harte Kukuruzbrot war da, ein bisschen ranziger Speck, ein paar verschrumpelte Äpfel. Der Frühling mit Salat, Erdäpfeln und einem Fisch aus der Mur, war unendlich weit weg. Und von der Kirche war trotz des Beichtens und Bereuens nichts zu erwarten, für die waren diese Gestrauchelten

nur Schande, Sünderinnen wider das Keuschheitsgebot. Die christliche Liebe war selektiv, auch wenn des Paters Hand sich unter so manchem Mädchenrock und in so manche Knabenhose verirrte.

Aller Hoffnung beraubt, mochte deine Mutter Juli – als du von der Hebamme gebadet und fest eingewickelt, die Ärmchen an den Körper gebunden zu ihr ins Wochenbett gelegt wurdest – dich nicht einmal anschauen. Du warst einige Wochen alt, da wollte sie dich – ihr lediges Kind – in ihrer Verzweiflung wie ein junges Kätzchen, mit einem Polster ersticken. Dachte sie so den Teufelskreis, in den sie und andere Frauen (nicht nur auf dem Land) in Armut mit ledigen Kindern gefangen waren, auf grausam-traurige Weise zu durchbrechen? Einfach das Problem durch Vernichtung des kleinen Lebens aus der Welt schaffen? Wie verzweifelt und hoffnungslos war die Situation für diese Mütter noch in den frühen 1920er Jahren? Nach welchen moralischen Maßstäben kann man das verurteilen, wenn die Pfarrer von der Kanzel die ledigen Mütter bloßstellten, sie dem Hohn der gesamten Gemeinde auslieferten, die Mutter daheim zeterte und sie als »Hur« beschimpfte, wenn klar war, welches Schicksal diese unerwünschten Kinder erwartete und sie nichts als Last waren, nach Liebe kreischende kleine Zukunftsvernichter?

Ganz blau war dein Gesicht schon, als deine Großmutter gerade noch rechtzeitig in die Kammer kam und dich und damit auch deine Mutter rettete.

Das war im Jahr 1923 als die Sozialdemokraten in Wien für die Arbeiterschaft beispielgebende Wohnungen bauten, mit Bibliotheken, Ausspeisungen, Kindergärten, wo Reformpädagogik entwickelt wurde, das Gesundheitswesen, die Mütterberatungen, für Kinder und Mütter enorme Verbesserungen brachten und die Frauen das Wahlrecht erkämpft hatten. Doch all das reichte nur bis zum Stadtrand, das Leben auf dem Land war noch immer in den vergangenen Jahrhunderten steckengeblieben. Steckengeblieben im Morast feudalistischer Traditionen, kirchenschwerer Moraldogmen, unverrückbarer Hierarchien, einem Ringen mit einer